

Die Eigentumsfrage im 21. Jahrhundert. Zu Jürgen Leibiger (Z 129)

Mit sicherem Gespür hat Jürgen Leibiger in seiner Besprechung meines Buchs über „Die Eigentumsfrage im 21. Jahrhundert“¹ die – von mir in einer Fußnote versteckte – Pointe entdeckt: An einer oft zitierten Stelle im „Kapital“ schreibt Marx, dass in einer künftigen Epoche niemand, nicht einmal alle Gesellschaften zusammengenommen, „*Eigentümer der Erde*“, sondern nur ihre Besitzer und Nutznießer sein werden. Ich hingegen argumentiere umgekehrt: Die zu erwartenden ökologischen und sozialen Katastrophen machen einen solchen „Eigentümer der Erde“ erforderlich. Dies, so meine These, ist die Eigentumsfrage dieses Jahrhunderts.

Habe ich Leibiger recht verstanden, so lobt er mich ausdrücklich, die Eigentumsfrage nicht nur überhaupt, sondern auch so grundsätzlich aufgeworfen zu haben. Allerdings können ihn weder meine Antwort noch ihre Begründung überzeugen, da sie sich in einem rechtsphilosophischen „Wolkenkuckucksheim“ (192) bewegen, aus dem sie in die Wirklichkeit unserer Tage erst geholt werden müssen. Auch wenn Leibiger unterschiedliche Einwände formuliert, so möchte ich hier nur auf zwei zentrale Aspekte eingehen, die seine Kritik meines Erachtens strukturieren.

1. Der erste Einwand ist, dass ich die Kategorien des Eigentums wie des Besitzes als bloß *rechtliche* Begriffe (187), nicht aber auch als *ökonomische*, gebrauche, sodass sie gleichsam ‚in der Luft hängen‘. Und in der Tat unterscheide ich klar zwischen einer Sphäre des Besitzes und einer Sphäre des Eigentums. Aber – und dies ist entscheidend – die Sphäre des Besitzes betrachte ich ausdrücklich *nicht* als ein Rechts-, sondern als ein tatsächliches Verhältnis. Denn es ist eine Tatsache, dass wir Menschen äußere Dinge besitzen, d.h. in unserer Gewalt haben müssen, um sie gebrauchen zu können. Diese Inbesitznahme unterscheide ich im weiteren in den Bereich der *Produktion*, in dem wir die in Besitz genommenen Naturdinge durch unsere Arbeit in nützliche Güter als Gebrauchswerte verwandeln, und in den Bereich der *Konsumtion*, in dem wir die Güter tatsächlich gebrauchen. Ohne die Inbesitznahme der Dinge wäre der Mensch, als Individuum wie als Gattung, nicht lebensfähig. Diese Sphäre des Besitzes umfasst mithin all das, was Marx im bekannten „Leitfaden“ seiner Studien (MEW 13, 8f) als die „reale Basis“ der Gesellschaft bezeichnet. Diese aber hat mit Rechtsverhältnissen nichts zu tun.

Den Begriff des Eigentums hingegen verstehe ich ebenso ausdrücklich als eine Kategorie des Rechts, die, wenn wir Marx folgen, dem „juristischen und politischen Überbau“ angehört. Als solche ist das Eigentum ein normativer Begriff. Er beschreibt nicht, dass jemand etwas als Besitz tatsächlich in seiner Gewalt hat, sondern ob es ihm als Person nach geltendem Recht zugehört. Die Eigentumsverhältnisse bilden folglich den juristischen Rahmen, innerhalb dessen sich die materielle Produktion und Reproduktion des menschlichen Lebens bewegen. In einer historisch-systematischen Skizze habe ich daher unterschiedliche Pri-

¹ Jürgen Leibiger, Die Eigentumsfrage im 21. Jahrhundert, In: Z 129 (März 2022), S. 136-139.

vat- wie Gemeineigentumsordnungen nach römischem, feudalem, kapitalistischem und sozialistischem Recht vorgestellt.

Mit dieser klaren Unterscheidung zwischen einer Sphäre des Besitzes als materieller Basis und des Eigentums als ideellem Überbau ist Leibiger nicht zufrieden. Denn, so sein Einwand, das Eigentum sei in erster Linie kein Rechts-, sondern „zuallererst ein reales Machtverhältnis“ (190). Er *verdoppelt* also den Eigentumsbegriff, der das eine Mal ein reales Machtverhältnis, das andere Mal ein ideelles Rechtsverhältnis ausdrücke, und zwar so, dass die wirklichen Machtverhältnisse die normativen Rechtsverhältnisse prägen und bestimmen. Das Recht, so Leibiger, werde entsprechend den Interessen jeweils herrschender Klassen gestaltet.

Es ist hier nicht der Ort, die Diskussion um das Verhältnis von realer Macht und normativem Recht angemessen führen zu können. Denn dazu bedürfte es zum einen der Klärung des notorisch unscharfen Begriffs der Macht – insbesondere seine klare Abgrenzung zur Gewalt; zum anderen müsste sie die umfangreiche marxistische Kontroverse um das ‚Wesen‘ des Staates einbeziehen. Stattdessen möchte ich hier nur an dem klaren und einfachen Basis-Überbau-Schema festhalten, wie Marx es in seinem „Leitfaden“ skizziert hat: Die Sphäre der tatsächlichen Inbesitznahme bildet die reale materielle Basis, die Sphäre des Eigentums den ideellen normativen Überbau einer Gesellschaft. Die Annahme eines Dritten dazwischen erscheint mir zu undurchsichtig und kompliziert.

2. Der zweite Einwand richtet sich gegen das zentrale Anliegen meines Buches, die Forderung nach einem künftigen „Eigentümer der Erde“. In ihr sieht Leibiger nur einen „frommen Wunsch“ (189), „für absehbare Zeit illusionär und auch nicht konstruktiv; sie kann nicht die Eigentumsfrage des 21. Jahrhunderts sein“ (191).

Diesem Einwand kann ich nur dadurch entgegenen, dass ich meinen Argumentationsgang kurz skizziere. Im zweiten Teil meines Buches stelle ich – nach Klärung der Begriffe – die *gegenwärtigen* Besitz- und Eigentumsverhältnisse dar. Diese Darstellung folgt dem Marxschen Leitfaden insofern, als sie es unternimmt, die *Widersprüche* zwischen den Eigentumsverhältnissen und der Entwicklung der Produktivkräfte herauszuarbeiten. Der wesentliche Inhalt ist, dass im gegenwärtig global geltenden Rahmen der *kapitalistischen* Eigentumsordnung in *ökonomischer* Hinsicht zwar eine weltweit vernetzte Produktionsstruktur entstanden ist, die eine stets wachsende „ungeheure Warenansammlung“ hervorbringt, dass mit ihr in *ökologischer* Hinsicht jedoch untrennbar die Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen für künftige Generationen verbunden ist; und dass in *sozialer* Hinsicht das Resultat der kapitalistischen Produktionsweise ist, dass im globalen Maßstab die Reichen reicher, die Armen hingegen ärmer werden. Folgt man angesichts dieser Widersprüche Marx, dann sind die gegenwärtigen kapitalistischen Eigentumsverhältnisse in „Fesseln“ umgeschlagen, wie er es nennt, die in diesem Jahrhundert in ökologischer wie sozialer Hinsicht gar den Fortbestand der Menschheit gefährden.

An die Darstellung dieser Widersprüche schließt sich im dritten Teil nun die Suche nach derjenigen Eigentumsordnung an, in die sich nach Marx „der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um(wälzt)“. Bei dieser Suche habe

ich mich von zwei Grundsätzen, einem dialektischen und einem materialistischen, leiten lassen: nach dem ersten werden in dieser Umwälzung des Überbaus zugleich die Widersprüche der Gegenwart *aufgelöst*; nach dem zweiten müssen die rechtlichen Eigentumsverhältnisse als ideeller Überbau den realen Besitz- und Produktionsverhältnissen als materieller Basis *entsprechen*.

Sehe ich recht, so stimmt Leibiger mir zunächst bei der Beschreibung der realen Produktionsverhältnisse zu, dass sich nämlich heute die „Vergesellschaftung der Produktion und (die) sich anhäufenden ökologischen und sozialen Problemlagen in *globalen Maßstäben*“ (H.v.m.) vollziehen. Er folgt mir auch darin, „dass die Menschen ihre sozialen Verhältnisse, also die Eigentumsverhältnisse sowie ihren Stoffwechsel mit der Natur *rational* und mehr und mehr auch in *globalen Dimensionen* regeln müssen“ (187, H.v.m.). Aber er folgt mir nicht bei dem für mich entscheidenden Schluss, dass diese *global* gewordenen Produktionsverhältnisse der materiellen Basis eine *globale* Eigentumsordnung in der ideellen Sphäre des Rechts erfordern, dass also der ökonomischen „Weltgesellschaft“ nur ein global geltendes Recht bzw. ein „Weltstaat“ entsprechen kann. Diesen konzipiere ich im Weiteren als diejenigen „Vereinten Nationen“, die von allen Nationen als „Eigentümer der Erde“ tatsächlich anerkannt sind. Leibiger, so schließe ich daraus, folgt mir zwar in der Beschreibung jener *Widersprüche*; aber er folgt mir nicht bei der *Aufhebung* dieser Widersprüche.

Für mich stellt sich dieser „Eigentümer der Erde“ als eine Notwendigkeit der von Marx genannten Umwälzung des „ganzen ungeheuren Überbaus“ dar, die sich aus den bestehenden ökologischen und sozialen Widersprüchen selbst ergibt. Leibiger hingegen kann darin keine Notwendigkeit, sondern nur eine realitätsferne Utopie erkennen, die ihre Realität bestenfalls in Science Fiction-Romanen habe. Seinen Verzicht auf diesen dialektischen Schritt der Aufhebung kann ich mir nur dadurch erklären, dass sein Denken und Handeln offenbar so sehr an die gegenwärtigen, durch die Macht und Herrschaft der Kapitaleigentümer wie durch das Beharren der Nationalstaaten auf ihrer Souveränität geprägten Verhältnisse gebunden sind, dass ihm diese Verhältnisse als schlicht gegeben und alternativlos erscheinen. „Wie“, fragt er denn auch, „sollte denn eine Aufgabe der Souveränität unter der Bedingung einer imperialen Vorherrschaft ... aussehen?“ (191). Von dieser Position aus bemängelt er denn auch, dass ich über den konkreten Weg hin zum „Weltstaat“ nichts zu sagen habe, und tadelt mich, ich würde mit meiner Idee vom „Eigentümer der Erde“ die vielen Anstrengungen der Gegenwart abwerten, „die einer rationalen nachhaltigen Naturaneignung unter den heutigen, kapitalistischen Bedingungen dienen“ (191f). Diese strikte Entgegensetzung von Weg und Ziel freilich verstehe ich nicht.

Wenn ich zum Abschluss zusammenfasse, so lässt sich die Kontroverse wohl so formulieren: Leibiger beschreibt den Weg zu einer erforderlichen anderen und künftigen Gesellschaft als eine „lange(.) und komplexe(.) Epoche des Suchens und der Kämpfe, über deren zeitliche Ausdehnung wir aber nichts wissen“ (192), zumal wir ja noch nicht einmal die Eigentumsfrage des 19. Jahrhunderts gelöst haben. Mein Gegenargument ist schlicht: *die Zeit drängt*; und sie wird

umso drängender, je länger sich die Weltgesellschaft ökonomisch im Rahmen der kapitalistischen Eigentumsordnung und politisch im Rahmen nationalstaatlicher Souveränität bewegt. Die Aufhebung dieser ökonomischen und politischen Widersprüche ist daher eine Notwendigkeit. Die Orientierung des politischen Handelns an Formen eines gemeinschaftlichen Eigentums am global produzierten Reichtum und an Formen einer rechtlich verbindlichen internationalen Kooperation ist für mich folglich nicht Ausdruck eines frommen Wunschs, sondern Inhalt einer verantwortlichen Politik, die ins gegenwärtige Handeln zugleich das Leben und Überleben der kommenden Generationen einbezieht. Mein Buch endet denn auch mit dem wohl begründeten Imperativ: „Völker der Erde, vereinigt euch!“ Dieser Imperativ aber ist keine Frage der Theorie, sondern der Praxis.

Alexander von Pechmann

Zu Lietz / Schwarz (Z 125 und 126) und Heinrich (Z 129)

In Z 125 und 126 haben Barbara Lietz und Winfried Schwarz eine Kritik an Michael Heinrich veröffentlicht, auf die dieser in Z 129 geantwortet hat. Dazu möchte ich wie folgt Stellung nehmen:

1. Lietz und Schwarz (im Folgenden L+S) werfen Heinrich vor, aus dem Wert eine Entität zu machen, die erst im Austausch gebildet wird. Dagegen verwehrt sich Heinrich mit einem Selbstzitat, in dem enthalten ist, dass bei ihm der Wert in „Produktion und Zirkulation“ (Z 129, S. 144) gebildet wird. Auf den ersten Blick scheint die Angelegenheit also klar zu sein und gegen L+S zu sprechen. Schaut man jedoch genauer hin, wird deutlich, dass es bei diesem Urteil nur bleiben könnte, wenn Heinrich in der Lage wäre, der Produktion wirklich eine wertbildende Bedeutung zuzuweisen. Es sei deshalb geprüft, ob das der Fall ist.

In diesem Zusammenhang sei auf folgenden Satz eingegangen: „Der Tausch produziert nicht etwa den Wert, er vermittelt vielmehr dieses Verhältnis [der individuell verausgabten Arbeit, M. H.] zur gesellschaftlichen Gesamtarbeit.“ (Z 129, S. 144) In ihm bringt Heinrich zwar zum Ausdruck, dass der Wert insofern dem Tausch vorausgesetzt ist, als er eigentlich durch das Verhältnis der einzelnen individuellen Arbeit zur gesellschaftlichen Gesamtarbeit gebildet wird. Das Problem bei dieser Erklärung, bei der der erzielbare Preis nur als äußerer Ausdruck dieses eigentlichen Werts in Erscheinung tritt, besteht jedoch erstens darin, dass das als Grund behauptete Verhältnis vollkommen unbestimmt bleibt. Zweitens ist aber auch dann, wenn man es bestimmen und z. B. als 2 Stunden individuelle Arbeit zu 2 Milliarden Stunden Gesamtarbeit definieren würde, vollkommen unklar, welcher Verkaufspreis daraus folgt. Da aus einem Grund, der als solcher nicht nur unbestimmt bleibt, sondern dessen kausaler Zusammenhang zur angeblichen Folge vollkommen offen ist, keine bestimmte Folge gezogen werden kann, zeigt sich, dass die Rolle der Produktion gegen Null geht. Sie besteht allenfalls in der Schaffung der wertmäßige Unbekannten X, die ihre

Bestimmung erst in der Zirkulation erfährt. Auf dieser Grundlage bleibt es aber dabei, dass der Wert eine reine Folge des Austauschs oder der Zirkulation ist. Und daran ändert sich auch dann nichts, wenn Heinrich noch so oft behauptet, dass er an keiner Stelle eine Zirkulationstheorie des Werts aufgestellt hat, sondern neben Zirkulation auch der Produktion eine wertbildende Bedeutung gibt.

2. L+S sehen sich in ihrer Auffassung, wonach der Wert ein Resultat der Produktion ist, auch dadurch bestätigt, dass Marx die wertbildende Arbeit als die Arbeit bestimmt, die zur Herstellung irgendwelcher Waren gesellschaftlich notwendig ist. Dabei gehen sie ganz selbstverständlich davon aus, dass diese Durchschnittsarbeitskraft unabhängig vom Tausch feststeht und als solche auch wahrgenommen werden kann. Dazu muss man sich nur alle Waren einer bestimmten Art vornehmen, die in einer bestimmten Zeit verkauft werden, und aus den in ihnen enthaltenen Arbeitsmengen den Durchschnitt berechnen. Heinrich sieht das ganz anders: „Da es sich um gesellschaftliche Größen handelt, werden wir sie nicht durch Beobachtung der privat verausgabten, individuellen Arbeitszeiten ermitteln können, wir benötigen den Austausch dazu.“ (Z 129, S. 153) Diese Stelle zeigt, dass Heinrich ein sehr merkwürdiges Verständnis von der Bildung eines Durchschnitts hat. Durchschnitt ist bei ihm nicht das rechnerische Ergebnis, das aus einer bestimmten Menge von Ausgangsdaten gewonnen wird. Durchschnitt ist stattdessen das, was beim Austausch herauskommt. Zu diesem Ergebnis, das auf die Erfindung einer neuen Sprache hinausläuft, kommt man, wenn man partout nur das liest, wann man lesen möchte.

3. L+S sind der richtigen Auffassung, dass Heinrichs monetäre Werttheorie zur Folge hat, dass nicht mehr zwischen dem Wert und dem Preis einer Ware unterschieden werden kann, weil jeder in Geld ausgedrückte Preis anzeigt, wie groß der Wert der jeweiligen Ware ist. Dagegen verwahrt sich Heinrich mit dem Argument, dass er sehr wohl Preise kennt, die von den Werten abweichen. Ob ein Preis ein korrekter Ausdruck des Werts ist oder nicht, hängt ihm zufolge von den „gegebenen Umständen“ (Z 129, S. 155) ab. Denn es gibt bestimmte, eher normale Umstände, die einen korrekten Wertausdruck zur Folge haben, und andere, eher unnormale, bei denen das nicht so ist. Abgesehen davon, dass unklar bleibt, wie sich normale von unnormalen Verkaufsverhältnissen unterscheiden, ist das Problem bei dieser Erklärung, dass wir es auch hier mit einer Art Neusprech zu tun bekommen. Während ein falscher Wertausdruck bei Marx, auf den sich Heinrich mit dem Verweis auf die Umstände bezieht, deswegen vorliegt, weil der erzielbare Preis von dem Preis abweicht, der der vergegenständlichten Durchschnittsarbeit und damit dem Wert entspricht, haben wir es bei Heinrich mit einem falschen Wertausdruck nämlich deswegen zu tun, weil die Verkaufsverhältnisse unnormal sind. Das, was bei Marx nur als Grund des vom Wert abweichenden Tauschwerts fungiert, ist bei Heinrich das, was den falschen Wertausdruck ausmacht.

4. Heinrich sieht in der sicherlich richtig gesehenen Alltagweisheit, dass niemand im Vorhinein mit Sicherheit sagen kann, zu welchem Preis die Waren verkaufbar sein werden, ein besonders starkes Argument, das für seine monetäre Werttheorie und gegen die Position spricht, die im Wert eine Folge der Produk-

tion sieht. Dem könnte aber nur dann zugestimmt werden, wenn Marx vom Wert in Verhältnissen sprechen würde, die sich von der Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft gar nicht unterscheiden. Das ist aber nicht der Fall, was sich im I. Band von „Das Kapital“ von Anfang an daran zeigt, dass Marx von Verhältnissen spricht, in denen Angebot und Nachfrage sich entsprechen. Daran, dass der Wert für einen in sich stimmigen Gesamtzusammenhang steht, zeigt sich nämlich, dass Marx von ihm auf einer Ebene redet, die man als Wesen der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnen kann. Dieser Punkt, der von Moseley (siehe Z 128) zumindest geahnt wird, wenn er bei Marx Gleichgewichtsverhältnisse thematisiert sieht, entgeht Heinrich gänzlich. Er sieht nur das chaotische Auf und Ab in der erscheinenden Konkurrenz und glaubt, dass die sich daraus ergebende Feststellung, dass der Wert einer Ware das ist, was bei ihrem Verkauf erlöst werden kann, nicht nur das erste oberflächlichste, sondern auch das letzte grundlegendste Wort ist, das über die bürgerliche Ökonomie gesagt werden kann.

5. Wenn Heinrich oben vom Verhältnis der einzelnen individuellen Arbeit zur gesellschaftlichen Gesamtarbeit redet, dann spricht er den in sich stimmigen Gesamtzusammenhang des Wesens zwar an, in dem der einzelne Wert als Teil eines großen Wertzusammenhangs fungiert. Das geschieht aber nur in einer vollkommen ungenügenden Weise. Während Marx zum Ausdruck bringt, welche Bedingungen vorhanden sein müssen, damit die einzelne Ware als Wert und damit als Teil des gesamten Wertzusammenhangs identifiziert werden kann, ist das bei Heinrich ganz anders. Während bei Marx klar ist, dass der in sich stimmige Gesamtzusammenhang vor allem darauf beruht, dass die einzelnen Arbeiten nach Maßgabe der im doppelten Sinne gesellschaftlich notwendigen Arbeit verausgabt werden, bleibt bei Heinrich seine innere Struktur vollkommen unbestimmt. Und das hat zur Folge, dass das Ganze, das Heinrich mit dem Verweis auf das besagte Verhältnis anspricht, nichts Anderes darstellt als einen großen unstrukturierten Haufen.

6. Dass der Wert Teil eines großen Wertzusammenhangs ist, hat aber nicht zur Folge, dass der Wert nicht als Ding, sondern als Verhältnis zu verstehen ist und vom einzelnen Wert daher gar nicht mehr gesprochen werden kann. Auf Basis des in sich stimmigen Gesamtzusammenhangs stellt vielmehr die zu ihm gehörende einzelne Ware einen Wert dar, der eben durch die Menge Arbeit gebildet wird, die zu ihrer Herstellung durchschnittlich erforderlich ist. Dieser Wert ist eine dingliche oder gegenständliche Eigenschaft der Ware, die man als solche auch wahrnehmen kann. Bedingung dabei ist nur, dass man weiß, wieviel Arbeit in die einzelnen Exemplare einer Warenart gesteckt werden musste. Daher ist Kritik zu erheben, wenn Heinrich schreibt: „Der Wert ist aber nicht ein Ding wie ein Brötchen, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis, das als dingliche Eigenschaft erscheint. Das gesellschaftliche Verhältnis, das sich in Wert und Wertgröße ausdrückt, konstituiert sich gerade in Produktion und Zirkulation, so dass die ‚Entweder-oder-Frage‘ keinen Sinn hat.“ (Z 129; S. 144) Denn bei Marx ist der Wert trotz des Umstandes, dass er Teil eines großen Zusammenhangs ist, eben *kein* Verhältnis, sondern eine dingliche oder gegenständliche Eigenschaft, die als solche der einzelnen Ware entnommen werden kann und daher nicht nur Schein oder Erscheinung, sondern wahre Wirklichkeit ist.

7. Ein Punkt, auf den sich Heinrich neben den ‚Ergänzungen und Veränderungen‘ stützen kann, ist allerdings die abstrakt menschliche Arbeit. Das trifft zumindest dann zu, wenn diese Arbeit „nicht mehr dieselben Merkmale besitzt“ (MEW 23, S. 56) wie die konkret gebrauchswertbildende Arbeit oder sogar in der Form „ihres Gegenteils“ (MEW 23, S. 73) zu bestimmen ist. Das spricht nämlich in der Tat dafür, dass die abstrakte Arbeit, die den Wert bildet, etwas Anderes sein muss als die Arbeit, die bei der Produktion der Waren verausgabt wird. Diese bei Marx zu konstatierende Widersprüchlichkeit gibt es dagegen nicht, wenn die abstrakte Arbeit nur eine abstraktere Fassung der konkreten Arbeit darstellt und damit die gleichen Merkmale aufweist wie diese. Denn dann bleibt es dabei, dass der Wert eine Folge der Produktion ist. Auf dieser Grundlage stellt sich allerdings die Frage, was der ganze Unterschied zwischen der konkreten und der abstrakten Arbeit, auf den Marx so stolz ist, eigentlich soll. Denn im letztgenannten Fall kann schon die konkrete Arbeit als wertbildend identifiziert werden. Die Gemeinsamkeit zwischen den in den verschiedenen Waren vergegenständlichten Arbeitsarten ist keine abstrakte Gemeinsamkeit, die die Besonderheiten *ausschließt*. Sie stellt vielmehr eine konkrete Gemeinsamkeit dar, deren Kennzeichen ist, dass sie die Besonderheiten *einschließt*. Und das bedeutet, dass die einzelnen Arbeiten – ihre Durchschnittlichkeit natürlich vorausgesetzt – im Hinblick auf die Wertbildung gleich gültig und ihre Besonderheiten gerade deswegen gleichgültig sind.¹

8. Heinrich schreibt, dass Marx nirgendwo die Behauptung aufgestellt hat, dass sich in der Warenproduktion mit der Vergegenständlichung konkreter Arbeit „zugleich“ abstrakt menschliche Arbeit vergegenständlicht. (vgl. Z 129, S. 47) Wie wäre es mit folgender Stelle: „Es wird nicht doppelt gearbeitet, einmal um ein zweckgemässes Produkt, einen Gebrauchswert zu schaffen, die Produktionsmittel in Produkte zu *verwandeln*, und das andermal, um *Wert* und *Mehrwert* zu schaffen, um den *Wert* zu *verwerten*. Die Arbeit wird nur in ihrer bestimmten, konkreten, spezifischen Form, Weise, Existenzweise zugesetzt, worin sie die zweckbestimmte Tätigkeit ist, die die Produktionsmittel in ein bestimmtes Produkt, Spindel und Baumwolle z. B. in *Garn*, verwandelt. Es ist nur Spinnarbeit etc., die zugesetzt wird und die durch ihre Zusetzung fortwährend mehr Garn produziert. Wertsetzend ist diese *reale* Arbeit, soweit sie einen normalen bestimmten Grad von Intensität besitzt (oder nur *zählt*, soweit sie ihn besitzt) und soweit diese *reale* Arbeit von gegebener Intensität in bestimmten, durch die Zeit gemessenen Quantitäten, sich im Produkt materialisiert.“ (Archiv sozialistischer Literatur 17, S. 19) In dieser Stelle aus den ‚Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses‘ ist zwar nicht explizit von konkreter und abstrakter Arbeit die Rede. In der Sache läuft es aber darauf hinaus, dass beide zusammenfallen müssen, wenn nicht nur Gebrauchswerte, sondern Werte hergestellt werden.

Herbert Rünzi

¹ Nähere Ausführungen zur abstrakt menschlichen Arbeit und der Kritik, die daran zu üben ist, finden sich auf den Seiten 51ff. meines Werks ‚Mit Marx über Marx hinaus‘, das 2019 im Verlag tradition, Hamburg, erschienen ist.

Wert, Preis und Arbeitszeit – einige Ergänzungen

Zuletzt erschienen in Z. mehrere Beiträge über den Zusammenhang von Wert und Preis.¹ Mehrere Autoren kritisieren Michael Heinrichs Interpretation der Marxschen Wert-Preis-Theorie, insbesondere dessen Auffassung, Waren erhielten ihren Wert erst im Austausch. Sie erhalten ihn in der Produktion, setzen sie dagegen. Ich schließe mich ihrer Kritik an, hatte mich mehrmals in diesem Sinne geäußert² und bin überzeugt, dass genau das auch Marx' Auffassung gewesen ist.

Marx zu Wert, abstrakter Arbeit und Austausch

Die Frage, ob der Wert der Waren in der Produktion oder in der sich ihr anschließenden Zirkulation entsteht, entzweit marxistische Politökonomien. Autoren der heterogenen „Neuen Marx-Lektüre“ sagen, abstrakte Arbeit und daher der Wert entstünden im Austausch. In der Produktion schaffe allein die konkrete Arbeit Gebrauchswerte. Sie werde im Tausch in abstrakte Arbeit umgewandelt, wenn überhaupt. Abstrakte Arbeit ist eine spezifisch gesellschaftliche Bestimmung der Arbeit, die, so Michael Heinrich, „erst durch den Tausch zustande komme“.³ Somit erhielten auch Produkte ihren Wert erst im Austausch, „vor dem Austausch (sind sie) also noch gar keine Waren“ (d.h. Produkte mit Wert).⁴ Ähnlich Dieter Wolf, der sich aber in anderen Fragen von Auffassungen der Neuen Marx-Lektüre distanziert: „Die Arbeitsprodukte werden im Austausch gleichgesetzt und hiermit in Werte bzw. in Vergegenständlichungen der abstrakt-menschlichen Arbeit verwandelt ...“⁵ Die Vertreter einer solchen Auffassung beziehen sich vor allem auf Marx' Bemerkung, dass „erst innerhalb ihres Austauschs ... die Arbeitsprodukte eine von ihrer sinnlich verschiedenen Gebrauchsgegenständlichkeit getrennte, gesellschaftlich gleiche Wertgegenständlichkeit“ erhielten. (MEW 23: 87)

Lietz und Schwarz entgegnen, dass die Marxsche Aussage sich auf den historischen Übergang zur Warenproduktion bezieht. Der frühe Tausch meint nicht die gewöhnliche Warenzirkulation, wo Produkte von vornherein als Waren hergestellt werden. Gemeint ist der historisch vorausgehende Produktaustausch, der nicht geplant, sondern vereinzelt und zufällig zustande kam. Die Produkte wurden noch nicht als Waren erzeugt. Sie wurden zu Waren, indem sie sich tauschten. Werden

¹ Barbara Lietz, Winfried Schwarz, Wert, Austausch und Neue Marx-Lektüre. Zugleich Anmerkungen zu Marx' Werttheorie 1867-1872, in: Z 125 (März 2021), S. 112-115 und Z 126 (Juni 2021), S. 129-141; Stephan Krüger, Wert, Wertgröße und Wertgesetz, in: Z 127 (September 2021), S. 122-130; Georg Quaas, Arbeitszeit und Wert in der ökonomischen Theorie von Karl Marx, in: Z 128 (Dezember 2021), S. 75-81; Fred Moseley, Die Fehldeutung der Marxschen Wert- und Preistheorie, in: Z 128 (Dezember 2021), S. 82-94.

² Z.B. in Klaus Müller, Auf Abwegen, Zur Kunst der Ökonomen, sich selbst zu täuschen, Köln 2019, S. 167.

³ Michael Heinrich, Die Wissenschaft vom Wert, 7. Auflage, Münster 2017, S. 208f.

⁴ Ebd., S. 216.

⁵ Dieter Wolf, Der dialektische Widerspruch im Kapital. Ein Beitrag zur Marxschen Werttheorie, Hamburg, 2002, S. 79.

dagegen später die Produkte mit der Absicht produziert, sie zu tauschen, erhalten sie schon Waren- und Wertcharakter bei ihrer Produktion. (MEGA, Bd. II/6: 41) Karl Reitter schreibt, dass die Fehlbestimmung durch Heinrich zu absonderlichen Konsequenzen führe. „Besitz einmal gegen Geld getauschte Ware permanent Wert, oder blitzt die Werteigenschaft der Ware im Tauschakt nur für diesen Moment auf? Wenn der Tausch der Ware Wert verleiht, genügt da ein erster Tausch, um die Werteigenschaft für allemal zu sichern? Oder sinkt die Ware nach dem Tauschakt wieder zum bloßen Arbeitsprodukt herab und nur ein weiterer Tauschakt kann ihr die Weihe des Wertseins verleihen?“⁶ Heinrich entgegnet in seiner Replik auf Lietz und Schwarz, er hätte an keiner Stelle behauptet, dass der Wert (ausschließlich) in der Zirkulation entstünde. Vielmehr sei er der Ansicht, dass sich der Wert und die Wertgröße in Produktion *und* Zirkulation konstituierten.⁷ Also doch in der Produktion, wenn auch nur ein bisschen? Wie hat man sich die Arbeitsteilung bei der Wertbildung zwischen Produktion und Zirkulation vorzustellen? Wertbildung zur Hälfte in der Produktion, zur anderen im Austausch?

Kann man ernsthaft bestreiten, dass die Waren *produzierende* Arbeit in der Produktion verausgabt wird? Zudem hat die in *der Produktion geleistete* Arbeit einen Doppelcharakter. Sie ist konkret und zugleich abstrakt. Ergo: Abstrakte Arbeit wird gemeinsam mit der konkreten Arbeit in der Produktion geleistet, und da abstrakte Arbeit wertbildende Arbeit ist, muss daher auch der Wert in der Produktion entstehen, nicht erst im Austausch. Im Übrigen sagt Marx das unmissverständlich: „Der Wert der Waren ist in ihren Preisen dargestellt, bevor sie in die Zirkulation treten, also Voraussetzung und nicht Resultat derselben.“ (MEW 23: 172) Er zitiert zustimmend den französischen Ökonomen und Physiokraten Guillaume-Francois Le Trosne (1728-1780), der geschrieben hatte: „Über den Wert entscheiden nicht die Vertragspartner; er steht schon vor der Übereinkunft fest.“ (ebd., Fn 17) Er nennt es eine „abgeschmackte Hypothese, dass Waren ohne Preis und Geld ohne Wert in den Zirkulationsprozess eingehen ...“ (MEW 23: 138), und kritisiert die Auffassung des schottischen Philosophen und Ökonomen David Hume (1711-1776), der das Gold und Silber ohne Wert in die Zirkulation eintreten lässt, wo sie dank ihrer gesellschaftlichen Funktion eine fiktive Wertgröße als Repräsentanten der Waren erhielten. (MEW 13: 138ff)

Doch Heinrich sieht das anders. „Wenn es aber *allein der Austausch* ist, der die Reduktion von konkreter auf abstrakte Arbeit *vollzieht*“, sagt er, „dann *ist abstrakte Arbeit im Produktionsprozess noch gar nicht anwesend*.“⁸ Und dann könne auch kein Produkt mit Wert aus der Produktion heraus- und in den Warenkorb hineinkommen. Es fragt sich, weshalb Heinrich trotz der entgegengesetzten Aussagen von Marx zum Problem eine solche Auffassung vertritt und sich dem Of-

⁶ Karl Reitter, Die Kapitalrezeption der Neuen Marx-Lektüre, in: Marxistische Blätter, Heft 5/2017, S. 78.

⁷ Michael Heinrich, Wertgegenständlichkeit, abstrakt menschliche Arbeit und Austausch, Eine Replik auf die Kritik von Barbara Lietz und Winfried Schwarz, in: Z 129 (März 2022), S. 144.

⁸ Michael Heinrich, Wertgegenständlichkeit, abstrakt menschliche Arbeit und Austausch, a.a.O., S. 147f.

fensichtlichen nicht anzuschließen vermag. Mir scheint, sein Grundfehler ist, zwei zusammengehörende Dinge nicht auseinanderzuhalten: *die Existenz* der abstrakten Arbeit und des Wertes unabhängig und außerhalb des Bewusstseins einerseits und *das Bewusstwerden* des unabhängig und außerhalb des Bewusstseins Existierenden in seinen Erscheinungsformen andererseits. Wäre es richtig, dass die abstrakte Arbeit in der Produktion noch nicht existierte, gäbe es dort nur konkrete Arbeit, es würde folglich auch keinen Doppelcharakter der Waren *produzierenden* Arbeit geben. Die abstrakte Arbeit wird als Teil der Waren *produzierenden* Arbeit dort geleistet, wo auch konkrete Arbeit verausgabt wird, in der Produktion; sie wird aber erst im Austausch als gesellschaftlich notwendige anerkannt (oder nicht). Die Anerkennung setzt die Existenz dessen voraus, was anzuerkennen ist. Etwas existiert nicht erst dadurch, dass man es erkannt hat. Das Vorhandensein geht dem Erkennen des Vorhandenen logisch und zeitlich-kausal voraus.

So verhält es sich auch mit dem Wert. Heinrich übergeht die klaren Aussagen im Marxschen Text und verwechselt den Wert mit der Wertform. Er bezieht sich auf Marx' Satz: „Erst innerhalb des Austauschs erhalten die Arbeitsprodukte ... Wertgegenständlichkeit“ (MEW 23: 87), übersieht aber folgende unmissverständliche Aussage: „Der Austauschprozess gibt der Ware, die er in Geld verwandelt, nicht ihren Wert, sondern ihre spezifische Wertform.“ (MEW 23: 105) Der Wert vergegenständlicht sich in der Wertform. Das bedeutet, dass „die spezifisch gesellschaftlichen Charaktere ihrer Privatarbeiten erst innerhalb des Austauschs *erscheinen* (Hervorhebung K.M.), da die Produzenten erst in gesellschaftlichen Kontakt treten durch den Austausch ihrer Arbeitsprodukte ...“ (MEW 23: 87). Das ist eine fundamentale Unterscheidung. Das eine: was etwas ist; das andere, wie und wo es erscheint. Nichts ist, wie es erscheint. Der Wert ist ein *Produktionsverhältnis*, seine Größe ist die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Doch als Zeitgröße kann der Wert nicht erscheinen. Er erscheint als Preis, als ein Geldbetrag. Das ist die gegenständliche Form, die er sich gibt. Der Preis ist der Geldausdruck des Werts. Wenn Marx sagt, der Wert erhalte im Tausch eine gegenständliche Form, sagt er nicht, dass der Wert erst im Tausch entstehe. Der Wert existiert vorher in der Produktion, dort erfolgen Wertbildung und Verwertung. Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit wird in der Produktion verausgabt, und dies völlig unabhängig von den Möglichkeiten ihrer Ermittlung⁹, ihrer Kenntnis und Bestätigung. Der Wert erscheint in der Zirkulation, war aber vorher, in der Produktion, gebildet worden. Er wird erst im Tausch „gegenständlich“, lange, bevor das Geld entstand, und zwar in Form des Tauschwertes, einer Relation zwischen Gebrauchswerten. Heinrich hat Recht: Wertgegenständlichkeit gibt es erst im Austausch. Das heißt aber nicht, dass es den Wert erst im Austausch gibt. Dass sich erst im Austausch erweist, wie viel abstrakte Arbeit in den einzelnen Waren vergegenständlicht ist, wie groß also die Größe des Werts ist, bedeutet nicht, wie Heinrich behauptet, dass abstrakte Arbeit und Wert im Austausch entstünden. Die Wertgröße entspricht dem

⁹ Zur prinzipiellen Möglichkeit der Wertgrößenbestimmung siehe Klaus Müller, Geld. Von den Anfängen bis heute, Freiburg 2015, S. 64ff.

Kehrwert der im Zweig dominierenden Arbeitsproduktivität zur Herstellung der betreffenden Ware. Ihre Höhe wird in der Produktion bestimmt.

Die Ware, die durch gesellschaftliche Gewohnheit aus der Warenwelt ausgeschlossen wird, um die Rolle des allgemeinen Äquivalents zu übernehmen und den Wert aller anderen Waren auszudrücken, wird Geldware. Die gegenständliche Form des Werts ist jetzt das Geld. Es kommt zur Verdopplung der Ware – die Einheit ist von Gebrauchswert und Wert – in Ware und Geld. In Form des Geldes tritt der Wert als Gegenstand neben die Ware. Dass das Geld eine Ware sein muss, und es historisch in Form des Goldes und des Silbers auch gewesen war, hat Marx nicht, wie Heinrich, unbeeindruckt von früher Kritik¹⁰, behauptet, nur unterstellt¹¹, sondern messtheoretisch begründet. In der Messtheorie galt es lange Zeit als Axiom, dass das Messende von der Qualität des zu Messenden sein müsse. Als Maß der Werte muss Geld selbst Ware sein, sagt Marx, weil „es sonst kein gemeinsames *immanentes* Maß mit den andren Waren hätte.“ (MEW 26.3.: 131) Behauptet man dagegen wie Heinrich, Marx hätte den Warencharakter des Geldes nur unterstellt, könnte man auch sagen, Karl May habe nur unterstellt, dass Winnetou, der Häuptling der Apachen, ein Indianer sei – wo er doch auch ein Zwergschimpanse hätte sein können.

Wertgröße und Arbeitszeit

Georg Quaas vertritt die Auffassung, dass die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit die Wertgröße bestimme, aber nicht identisch mit ihr sei. Er bezieht sich auf wörtliche Passagen des Marxschen Originals und bietet eine zunächst logische, in sich schlüssige Interpretation. Auch Fred Moseley scheint diese Auffassung zu teilen, ohne sie expressis verbis auszudrücken, wenn er die Wertgröße bestimmt sieht durch die „Arbeitszeit in der Produktion sowie durch unterschiedliche Kompliziertheit der Arbeiten.“¹² Doch wird damit Marx' Auffassung tatsächlich korrekt erfasst? Quaas fragt, wie es sein könne, dass die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit die Wertgröße bestimmen kann, wenn, wie Müller behauptet, beide identisch sind?¹³ Marx schreibt wiederholt, dass die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit die Wertgröße *bestimme*, und diese Formulierung scheint Quaas zunächst Recht zu geben. Das Bestimmende (oder das Bestimmte) ist nicht gleich dem zu Bestimmenden. Ergo: Weil die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit die Wertgröße *bestimmt*, könne sie nicht selbst die Wertgröße sein. Eine mögliche Lesart. Nur: Hat das Marx wirklich so gemeint? Müsste dann nicht irgendwo bei ihm eine Aussage zu finden sein, aus der hervorgeht, was die Wertgröße dann ist, wenn sie *keine* Arbeitszeit ist? Ich habe bei Marx nicht die geringsten Anhaltspunkte dafür gefunden, die a) erkennen ließen, dass die Wert-

¹⁰ Wolfgang F. Haug, Das Kapital lesen. Aber wie? Materialien zur Philosophie und Epistemologie der marxschen Kapitalismuskritik, Hamburg 2013, S. 141.

¹¹ Michael Heinrich, Wertgegenständlichkeit ..., a.a.O., S. 143.

¹² Fred Moseley, a.a.O., S. 84.

¹³ Georg Quaas, a.a.O., S. 77.

größe *keine* Arbeit ist und/oder b) dafür, dass und wie die Wertgröße *anders* als durch Arbeitszeit definiert werden könnte. Dafür gibt es unzählige Textstellen, die belegen, dass für Marx die Wertgröße identisch mit der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit ist. Eine Auswahl: „Derselbe Wert, d.h. dasselbe Quantum vergegenständlichter gesellschaftlicher Arbeit ...“¹⁴ Oder: „Als Werte sind alle Waren nur bestimmte Maße festgeronnener Arbeitszeit.“¹⁵ Oder: „Der in der Ware enthaltene Wert ist gleich der Arbeitszeit, die ihre Herstellung kostet, ...“¹⁶ Verkürzt: Wert ist Arbeit, Arbeit misst sich in Arbeitszeit, also misst sich Wert in Arbeitszeit. Stolperstein des Dissenses: das Wort „bestimmen“. Quaas' Auslegung ist nicht falsch, aber sie ist nur eine von mehreren Auslegungen. „Bestimmen“ hat nicht nur die semantische Bedeutung, die Quaas dem Wort zuordnet. Andere Synonyme sind: festlegen, festsetzen (wissenschaftlich) erklären, definieren. Den Satz „Die Wertgröße ist bestimmt durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit“ kann man auch lesen wie „Ein Quadrat ist bestimmt durch die rechteckige Anordnung von vier gleichlangen Seiten“ oder „ein Dreieck ist durch zwei Seiten und den eingeschlossenen Winkel bestimmt“ (bestimmt im Sinne von festgelegt). „Bestimmen“ heißt daher auch, die Bedeutung eines Wortes zu erklären (oder festzulegen). Ich bin mir sicher, dass Marx mit der Aussage, die Wertgröße werde bestimmt durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, ausdrücken will, was für ihn Wertgröße ist, also den Begriff definiert und nicht, wie Quaas annimmt, nur eine Determinante der Wertgröße nennt.

Kompliziertheitsgrad und Arbeitszeit

Wenn die Wertgröße nicht die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist, was ist sie dann? Keine gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit? Eine modifizierte, „bereinigte“, eine präzierte gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit? Quaas, der eine multiplikative Beziehung zwischen der Arbeitszeit und der Wertgröße annimmt¹⁷, kann die Frage nicht beantworten. Genauer: Er kann sie nur negativ beantworten: Wert ist keine Arbeit, selbst vergegenständlichte Arbeit – diese Bestimmung des Werts erkennt Quaas an – sei keine Arbeit.¹⁸ Vergegenständlichte Arbeit, also Arbeit (in einer spezifischen Form) ist keine Arbeit? Diese einigermaßen überraschende These beruht darauf, dass Quaas den Wert als Merkmal der Ware, des fertigen Produkts und die Arbeitszeit nur als ein Merkmal des Prozesses gelten lässt sowie zwischen Prozess und Ding streng unterscheidet. So muss er zwingend zur Auffassung gelangen, dass die (gesellschaftlich notwendige) Arbeitszeit kein konstitutives Merkmal des Wertes ist. Die Zeit messe den Prozess und nicht das Resultat. Wer den Wert in Zeit messen will, müsste nach Quaas der Meinung sein, der Wert sei ein Prozess. Natürlich ist der

¹⁴ MEW 23: S. 172.

¹⁵ MEW 23: S. 54, vgl. auch MEW 23: S. 204.

¹⁶ MEW 25: S. 52.

¹⁷ Georg Quaas, a.a.O., S. 78.

¹⁸ Ebd., S. 79.

Wert keine *Arbeitstätigkeit*, kein *Arbeitsprozess*. Er ist, wozu die Tätigkeit führt, das Prozessergebnis. Von welcher Art ist das Ergebnis der Arbeit (Tätigkeit)? Es ist, vom Gebrauchswert abgesehen, *geronnene, vergegenständlichte* (in einen Gegenstand verwandelte) Arbeit oder „*kristallisierte Arbeitsmasse*“.¹⁹ Und so sieht es Marx: Die Ware verkörpert „nicht Arbeitszeit als Arbeitszeit, sondern materialisierte Arbeitszeit; Arbeitszeit nicht in der Form der Bewegung, sondern der Ruhe; nicht des Prozesses, sondern des Resultats.“²⁰ Marx lässt den Begriff der Arbeitszeit also sowohl für den Prozess als auch für dessen Resultat gelten. Quaa dagegen argumentiert intransitiv: Wert ist vergegenständlichte Arbeit – ja, Arbeit misst sich in Zeit – ja, Wert misst sich in Zeit – nein. Das passt nicht zusammen. Marx sagt, die abstrakte Arbeit bilde Wert, ist also dessen Ursache. Sie ist aber zugleich die Substanz des Wertes: „Die in den Gebrauchswerten der Waren vergegenständlichte Arbeitszeit ist ebensowohl die Substanz, die sie zu Tauschwerten macht und daher zu Waren, wie sie ihre bestimmte Wertgröße mißt.“²¹ Marx nennt die abstrakte Arbeit Werts substanz und misst ihre Größe – die Wertgröße – völlig logisch an der Menge dieser Substanz – an der Menge „geronnener“ Arbeit. Marx unterstellt, indem er die Wertgröße bestimmt, die Verausgabung einfacher Arbeitskraft, d.h. einfache Arbeit. Maßeinheit ist die einfache Arbeit.²² Er sagt, dass die komplizierte Arbeit nur als potenzierte oder vielmehr multiplizierte einfache Arbeit gilt: „Eine Ware mag das Produkt komplizierter Arbeit sein, ihr Wert setzt sie dem Produkt einfacher Arbeit gleich und stellt daher selbst nur ein bestimmtes Quantum einfacher Arbeit dar.“²³ Nochmal: der Wert (die Wertgröße) stellt ein bestimmtes Quantum *einfacher* Arbeit dar, in die komplizierte Arbeit bereits (gedanklich) umgerechnet worden ist. Diese Umrechnung oder Reduktion, vollzieht sich „durch einen gesellschaftlichen Prozeß hinter dem Rücken der Produzenten“ spontan auf dem Markt. (Ebd.) Mehr sagt Marx nicht zum Problem. Wir verdanken ihm aber auch den Hinweis, an dem spätere Lösungsversuche anknüpfen, dass die Fähigkeit, komplizierte Arbeiten zu leisten, höhere Bildungs- und Qualifizierungsaufwendungen erfordert.²⁴ Ich denke, seine Intention ist auch so klar: Im Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit ist die Umrechnung komplizierter in einfache Arbeiten schon gesche-

¹⁹ Die Sache ist in Wirklichkeit noch verrückter: Nach Marx ist der Wert nicht durch das Quantum wirklich in ihr vergegenständlichter, sondern durch das Quantum der zu ihrer erneuten Produktion notwendigen Arbeit bestimmt. (MEW 23: S. 558f.). Davon wird hier abgesehen, da es unser Problem allenfalls indirekt berührt.

²⁰ MEW 42: S. 78.

²¹ MEW 13: S. 17/18.

²² MEW 23: S. 59.

²³ Ebd., wortgleich in der Erstausgabe des 1. Bandes (MEGA II/5: 20) und in der französischen Ausgabe, zit. nach Thomas Kuczynski, Karl Marx, „Das Kapital“, Erster Band, NTA, Hamburg 2017, S. 22.

²⁴ Michael Krätke gibt einen Überblick über Marx' Äußerungen zum Problem, dessen Rezeption und Lösungsversuche. Michael R. Krätke, einfache/komplizierte Arbeit, in: Wolfgang Fritz Haug (Hrsg.), Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Band 3, Hamburg 1997, Spalten 94-118.

hen. Die Reduktion komplizierter auf einfache Arbeit ist „faktisch mit dem Setzen des Produkts aller Arten von Arbeit als Werte vollzogen.“²⁵ Ist diese Überlegung richtig, muss man nicht die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit mit einem Kompliziertheitsgrad multiplizieren, um zum Wert zu kommen. Wenn die Kompliziertheit der Arbeiten bereits in die Kategorie der gesellschaftlich notwendigen Arbeit eingeflossen ist, entfällt die Notwendigkeit, sie in einfache Arbeiten umzurechnen. Wäre das noch nicht geschehen, enthielte das, was Marx die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit nennt, diverse Zeiten und Prozesse unterschiedlichen Kompliziertheitsgrades. Warum nennt er diese Zeiten dann gesellschaftlich notwendig, was Quaaas offenbar annimmt? Die Zahl würde die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, heruntergebrochen auf einfache Arbeit, ja gerade (noch) nicht ausdrücken. Entspricht es der Marxschen Intention daher nicht vielmehr, anzunehmen, dass das Produkt aus der tatsächlich geleisteten Durchschnittsarbeit mit ihrem Kompliziertheitsgrad erst die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ergibt? Und das Produkt ist dann die Wertgröße?

Editorisches

Wird der Wert in Arbeitszeit gemessen? „Wir kennen jetzt die *Substanz* des Werths. Es ist die *Arbeit*. Wir kennen sein *Größenmaß*. Es ist die *Arbeitszeit*.“²⁶ Der unzweideutige Satz steht in der Erstaussgabe des ersten Bandes von 1867 und in der französischen Ausgabe (1872/75). In der zweiten deutschen Auflage ist der unmissverständliche Satz entfallen. Ich denke, Marx hat auf diesen Satz verzichtet, weil er nach meinem Verständnis – Quaaas liest das anders – unmittelbar zuvor das Gleiche sagt: „Je größer die Produktivkraft der Arbeit, desto kleiner die zur Herstellung eines Artikels erheischte Arbeitszeit, desto kleiner die in ihm kristallisierte Arbeitsmasse, desto kleiner der Wert ... die Wertgröße wechselt also direkt wie das Quantum ... der sich in ihr verwirklichenden Arbeit.“²⁷ Den in der zweiten Ausgabe weggelassenen Satz fanden die Herausgeber der MEW-Bände dennoch so bedeutsam, dass sie ihn als Fußnote wieder aufgenommen haben.²⁸ In der französischen Ausgabe des ersten Bandes hat Marx den Satz drin gelassen.²⁹ Interessant: Die französische Ausgabe erschien *nach* der zweiten deutschen Auflage, nämlich in Teilausgaben von 1872 bis 1875.³⁰ Und Marx hat die französische Edition inhaltlich begleitet, einer „Revi-

²⁵ MEW 42: S. 735.

²⁶ MEGA II/5: S. 21.

²⁷ MEW 23: S. 55.

²⁸ Ebd.

²⁹ Thomas Kuczynski, a.a.O., S. 19.

³⁰ Die Übersetzung ins Französische wurde im Februar 1872 begonnen. Es dauerte bis Januar 1876, ehe Marx alle Textkorrekturen fertigstellen konnte. (Werner Krause, Zur Vorgeschichte der französischen Ausgabe des ersten Bandes des „Kapitals“ von 1872 bis 1875, <https://marxforschung.de/2016/wp-content/uploads/2012/05/BzMEF-20-W.-Krause-S.-20-33.pdf>, abgerufen am 05.12.2021.

sionsarbeit“ unterzogen, wie er „dem Leser“ mitteilt.³¹ Dann wäre der Satz mit seiner kristallklaren Aussage mit Einverständnis von Marx wieder aufgenommen worden. Nicht die 4. Auflage wäre maßgebend, die Engels auf Basis der zweiten deutschen Auflage herausgegeben hat, sondern die französische, die Marx selbst noch betreut hat. Es wäre das letzte Wort von Marx in dieser Sache gewesen. Dem widerspricht allerdings, worauf mich Thomas Kuczynski hinweist, dass Marx im November 1878 in einem Brief an Danielson schreibt, der eine Neuübersetzung des ersten Bandes plante, dass die ersten beiden Abschnitte „ausschließlich nach dem deutschen Text zu übersetzen sind.“³² Nicht nach dem französischen. Gemeint war der deutsche Text der zweiten Auflage, also ohne die betreffende Passage. Wollte er, dass damit die betreffende Passage draußen bleibt, oder war das nur eine zufällige Nebenwirkung? Ich denke, es ging ihm dabei nicht so sehr um einzelne Sätze, sondern vornehmlich um die Anlage bzw. Formulierung der Überschriften; inhaltlich sind die Unterschiede gering. Das Entfernen des Satzes ist kein Beweis, dass Marx seinen Inhalt plötzlich für falsch gehalten hätte. Thomas Kuczynski hat daher in seiner Übersetzung mit gutem Grund den betreffenden Satz ins Deutsche übernommen. Es gibt eine weitere klare Aussage: „Als Tauschwert sind alle Waren nur bestimmte Maße festgegrenzener Arbeitszeit“, schreibt Marx in der „Kritik der politischen Ökonomie“.³³ Ersetzt später das Wort „Tauschwert“ richtigerweise durch das Wort „Wert“.³⁴ Die „Kritik der politischen Ökonomie“ erscheint in der 2. Auflage 1872, etwa zeitgleich mit der 2. Auflage des ersten Kapitalbandes. In beiden steht der eben zitierte Satz.

Angebot, Nachfrage und Wertgröße

Bestimmen Angebot und Nachfrage nur die Abweichungen der Preise vom Wert (der Preisform des Werts, wie Moseley präziser formuliert) oder (auch) den Wert? Richtig ist, dass nur im Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage der Preis die Wertgröße korrekt widerspiegelt, der wertgrößenadäquate Preis ein Gleichgewichtspreis ist, ansonsten die Marktpreise in Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage um die Wertgröße und damit um den Gleichgewichtspreis schwanken. Heinrich wirft die Frage auf, ob „sich die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie überhaupt als eine Spielart der ökonomischen Gleichgewichtstheorien auffassen lässt.“³⁵ Die Frage muss bejaht werden. Die Marxsche politische Ökonomie kennt ein Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage, sie kennt die Übereinstimmung von Preis und Wert. Aber nicht als den Normalzustand, sondern als eine sich ständig ändernde Konstellation, zu der die wirtschaftlichen Kräfte drängen, ohne sie dauerhaft zu erreichen. Schwankungen von Angebot und Nachfrage sind

³¹ MEW 23: S. 32.

³² MEW 34: S. 362.

³³ MEW 13: S. 18.

³⁴ MEGA II/10: S. 42.

³⁵ Michael Heinrich, Wertgegenständlichkeit, a.a.O., S. 154, Fn. 15.

objektiv; sie sind Ausdruck der Konkurrenz und Anarchie. Die isolierte Produktion auf Basis des Privateigentums an Produktionsmitteln führt zu ständigen sich ändernden Tauschverhältnissen, zu Einschränkungen und Erweiterungen der Produktion. Die Regel sind Ungleichgewichte und Preise, die nicht dem Wert entsprechen. Und trotzdem soll der Wert das „innere“ Wesen des Preises sein?

Dass der Preis bestimmt wird durch Angebot und Nachfrage, galt den Klassikern und Marx als eine Trivialität. Was sie interessierte, war der Preis, der sich bildet, wenn das Angebot und die Nachfrage gleich groß sind und sich dadurch in ihrem Einfluss auf den Preis aufheben. Sie nannten den Preis, der sich bei Gleichheit von Angebot und Nachfrage bildet, den „natürlichen Preis“ oder den Wert. Der Marx'schen Wert-Preis-Argumentation liegt somit von vornherein der Gleichgewichtsgedanke zugrunde. Das Gleichgewicht ist ein möglicher, aber tatsächlich nicht-existierender Zustand. Er ist das denkbare Zentrum, um das permanente Ungleichgewichte oszillieren, das Zentrum, um das die Preise in Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage schwanken.

Das Wertgesetz reguliert die gesellschaftliche Produktion im „Nachhinein“, spontan und anarchisch. Der Mechanismus zwischen Wert und Preis bewirkt, dass die Ressourcen in notwendigem Umfang und Zusammensetzung auf die Produktionszweige verteilt werden. Notwendige Proportionen setzen sich durch über ihre permanente Verletzung, über Disproportionen, im langfristigen Durchschnitt, als eine Tendenz. Das Wertgesetz bedeutet, dass Äquivalente getauscht werden. Waren tauschen sich im Verhältnis der in ihnen enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeitsquanten. Das ist das Gesetz. Es setzt sich durch wie jedes Gesetz: tendenziell, indem es ständig verletzt wird. Der Austausch zu Werten widerspiegelt den „idealen Durchschnitt“, oder er erfolgt im Ausnahmefall, wenn zufällig Angebot und Nachfrage übereinstimmen, der Markt sich im Gleichgewicht befindet. Das ist das Paradoxe: Der Austausch von Äquivalenten kann nur tendenziell erreicht werden über den Tausch von Nichtäquivalenten. Notwendige Proportionen setzen sich durch über ständige Disproportionen. Das Wertgesetz wirkt, indem es verletzt wird.³⁶ Der Verstoß widerlegt das Gesetz nicht. Er ist die Form, wie sich dessen Inhalt durchsetzt.

Fred Moseley stimmt Stephan Krüger zu, dass die Nachfrage dabei indirekt auch die durchschnittliche Arbeitszeit in der Produktion und damit die Wertgröße einer Ware beeinflussen kann.³⁷

Wie ist der Zusammenhang zwischen Angebot, Nachfrage, Marktpreisen und (Markt)wert?³⁸ Drei Interpretationen sind denkbar:

Erstens: Bei der reinen Grenzaufwandsbetrachtung bestimmt stets der Produzent den (Markt)wert, der gerade noch zur Deckung der Nachfrage benötigt wird, also

³⁶ Vom monopolistischen Preisdiktat wird dabei abgesehen. Die Überlegungen haben Modellcharakter.

³⁷ Stephan Krüger, a.a.O., S. 129; Fred Moseley, a.a.O., S. 93.

³⁸ Der Marktwert ist ein Synonym für Wert. Zur Begründung vgl. Klaus Müller, Profit, Köln 2016, S. 71-73.

der Grenzproduzent. Diesen Fall hält Marx für eine Produktion, bei der nicht beliebig vermehrbare und unterschiedlich qualitative Produktionsfaktoren benötigt werden, für richtig. Sind die Produktionsfaktoren dagegen beliebig vermehrbare (wie in der Industrie), schließt er dies aus und sagt, der Wert werde durch die gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen und den gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit bestimmt.³⁹

Zweitens kann der Wert als das gewogene arithmetische Mittel der unterschiedlichen Arbeitszeitaufwendungen aufgefasst werden: Das ist eine Abart der strengen Grenzbetrachtung. Es ist jetzt zwar nicht der Grenzproduzent, dessen Aufwand wertbestimmend ist, sondern nach wie vor die Gruppe oder der Produzent mit dem größten Marktanteil. Der Marktwert wird weiterhin durch die durchschnittliche Arbeitszeit bestimmt. Nur ändert sich diese Größe, wenn durch Änderungen der Nachfrage eine überdurchschnittliche bzw. unterdurchschnittliche Produktivität hinzukommt oder wegfällt. Der Aufwand des Grenzproduzenten geht entsprechend seines Anteils an der Gesamtproduktion in die Wertbestimmung ein. Die Folge der Angebot-Nachfrage-Schwankungen und der dadurch bewirkten Einbeziehung/Ausschaltung der Grenzproduzenten ist dann nicht nur ein Abweichen der Marktpreise von den Werten und ein tendenzielles Annähern an diese, sondern zeigt, dass die (Markt)werte in abgeschwächter Form der Marktpreisbewegung folgen. Insofern muss man die „Ungeheuerlichkeit“ akzeptieren: dass Werte zwar die Preise bestimmen, Preise aber indirekt über Angebot-Nachfrage-Korrekturen auch die Werte. Der Wert bestimmt in letzter Instanz – wenn Angebot und Nachfrage übereinstimmen und damit ihren Einfluss auf den Preis verloren haben – den Marktpreis. Der Marktpreis wirkt über die Einbeziehung oder die Ausschaltung schlechterer oder besserer Produktivität auf den Wert zurück. Dabei bestimmen nicht die schlechtesten oder besten Bedingungen den Marktwert, sondern die sich unentwegt ändernden durchschnittlichen Bedingungen.

Drittens: Zu einer weiteren Deutung kommt man, wenn der Marktwert nicht als Mittel ausgelegt wird, sondern identifiziert wird mit den Arbeitszeiten, unter denen die Mehrheit der Waren hergestellt wird und darunter die „gesellschaftlich normalen“ Produktionsbedingungen verstanden werden.⁴⁰ Wichtigster Ausgangspunkt: Alle Produktionsfaktoren sind beliebig vermehrbare. Für den Boden trifft dies zwar nicht zu. Doch der Boden ist außerhalb der Landwirtschaft nur als Standort wichtig, nicht als zu bearbeitender Gegenstand.

Ist Nachfrage > Angebot, liegen die Preise über dem Wert. Dadurch steigt das Angebot, indem die dominierenden Produktionsbedingungen stärker genutzt werden: entweder durch die bisherigen Produzenten mit dem größten Marktanteil und der dominierenden Produktivität oder/und durch hinzukommende Produzenten, die ebenfalls mit der dominierenden Produktivität produzieren. Das Angebot

³⁹ MEW 23: S. 53.

⁴⁰ „Hat der Kapitalist die Phantasie, goldne statt eiserne Spindeln anzuwenden, so zählt im Garnwert dennoch nur die gesellschaftlich notwendige Arbeit, d.h. die zur Produktion eiserner Spindeln notwendige Arbeitszeit.“ (MEW 23: S. 203f.) Und nicht etwa die Arbeit für eine Gold-Eisen-Mischung.

schließt zur höheren Nachfrage auf. Wird dies mit der bisherigen Produktivität erreicht, ändert sich die Wertgröße nicht. Aber der Preis sinkt auf den Wert zurück.

Ist Nachfrage < Angebot, liegen die Preise unter dem Wert. Dadurch sinkt das Angebot. Das kann geschehen, indem ein Teil der den Wert bestimmenden Kapazitäten nicht mehr genutzt wird. Die gesunkene Menge wird aber mit der bisher dominierenden Produktivität hergestellt. Der Preis steigt durch die Angebotsreduktion wieder auf die unveränderte Wertgröße.

So könnte Marx' Auffassung gedeutet werden, dass die Marktpreise in Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage um den Marktwert schwanken, von diesem abweichen und mit ihm nur zusammenfallen, wenn Angebot = Nachfrage. Die beiden ersten Versionen vermischen Durchschnitts- und Grenzbetrachtungen. Sie sind daher vermutlich nicht identisch mit dem, was Marx gemeint hat. Indem sich Marktwerte durchsetzen, bildet sich zugleich eine tendenziell einheitliche, durchschnittliche Profitrate in einem Zweig. Sie ist bestimmend für die Mehrzahl der Kapitalisten dieser Anlagesphäre. Nicht alle Kapitalisten aber realisieren sie. Produktivitätsunterschiede und folglich unterschiedliche individuelle Arbeitszeiten begründen Abweichungen.

Klaus Müller